



# Leseprobe

María Reig

## Die Journalistin - Der Preis der Wahrheit Roman

---

»Bewegend.« OK!

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



---

Seiten: 368

Erscheinungstermin: 16. August 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

**Madrid 1926: Um als Journalistin arbeiten zu können, hat Elisa viel aufs Spiel gesetzt. Nun droht sie alles zu verlieren ...**

Madrid in den Zwanzigerjahren: Elisa führt ein luxuriöses Leben an der Seite des wohlhabenden Bankiers Don Francisco. Doch ihr größtes Geheimnis muss sie selbst vor ihrem Ehemann schützen: Seit Jahren schreibt sie unter falschem Namen für eine Zeitung, weil sie ihre Artikel als Frau nicht veröffentlichen kann. Als ihr Freund und Kollege Olivier Pascal ihr anbietet, an seiner Seite ein neues Leben zu beginnen, steht Elisa vor einer schweren Entscheidung. Ist sie bereit, ihren Wohlstand und ihre gesellschaftliche Stellung aufzugeben und einen Skandal in Kauf zu nehmen?

**Die bewegende Geschichte einer mutigen Frau, die von Freiheit und Liebe träumt.**

**Der Bestseller aus Spanien, ausgezeichnet als bestes Romandebüt.**



**Autor**

**María Reig**

---

María Reig, geboren 1992 in Barcelona, hat in Madrid Journalismus und Unternehmenskommunikation studiert. Ihren ersten Roman »Die Journalistin« hat sie zunächst durch Crowdfunding finanziert, bis ein großer spanischer Verlag darauf aufmerksam wurde und ihn zum Bestseller machte.

María Reig

Die Journalistin  
Der Preis der Wahrheit

Roman

Aus dem Spanischen von Sabine Giersberg

GOLDMANN

*Die Übersetzerin dankt dem Freundeskreis zur  
Förderung literarischer und wissenschaftlicher  
Übersetzungen e.V. für ein Arbeitsstipendium, das vom  
Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst  
Baden-Württemberg ermöglicht wurde.*

*Für all die wunderbaren Menschen, die  
nicht nur auf ihre eigenen Träume setzen,  
sondern auch an die der anderen glauben.*

## DIE WICHTIGSTEN PERSONEN\*

*Elisa de las Heras y Rosales* geborene Montero, stammt aus einem Dorf in Extremadura. Die Mutter starb bei ihrer Geburt. Im Alter von sieben Jahren schickte man sie zu ihrer wohlhabenden Tante nach Madrid.

*Manuela Montero* Elisas Tante; wurde jung verheiratet mit einem reichen Madrider Händler, dem deutlich älteren Roberto Ribadesella. Als er im Kubakrieg fiel, wurde sie mit nur fünfundzwanzig Jahren Witwe.

*Francisco de las Heras y Rosales* Elisas Ehemann, Erbe des angesehenen Bankhauses Rosales in Madrid

*Luis de las Heras y Rosales* Franciscos Bruder

---

\* Ein ausführliches Personenverzeichnis befindet sich am Ende des Buches.

- Benedetta de Lucca* Freundin von Elisa, Tochter eines wohlhabenden italienischen Stoffhändlers
- Catalina Folch* Freundin von Elisa, hat an der Pädagogischen Hochschule von Madrid studiert, sehr freigeistig und emanzipiert.
- Agnes Henderson* Freundin von Elisa und Catalina aus den Vereinigten Staaten
- Olivier Pascal* Redakteur von *Le Figaro* in Paris; war als Gastautor bei *El Demócrata de Madrid*.

Erster Teil



Señora de las Heras y Rosales

*Madrid 1927-1929*

## I

Die Sommerfrische in Santander verschaffte mir einen wohlthuenden Frieden, den ich in der Hauptstadt nicht finden konnte. Das Meer hat die Kraft, die unbändigsten Naturen zu zähmen.

Ich vermochte nicht zu sagen, ob es an der frischen Brise, dem endlosen Horizont oder an dem idyllischen Anblick der grünen Steilküste und des glasklaren blauen Wassers lag, das die nördliche Küste unseres Landes umspielte. Francisco und ich hatten uns im Jahr unserer Hochzeit in die Kantabrische Küste verliebt und eine Villa mit Blick auf die himmelblaue Weite erworben. Ich liebte diese Zeit am Meer.

In den mehr als zwei Jahren, die seit meinem Einzug in die Calle de Eloy Gonzalo vergangen waren, hatte sich mein Leben komplett verändert. Ich war die Gattin eines namhaften Bankiers, der in ganz Europa Geschäfte machte, und diese Aufgabe ließ mir kaum Zeit für andere Dinge.

Während unserer Hochzeitsreise nach Wien war ich mit Francisco übereingekommen, dass ich mich erst einmal auf unsere Ehe und die Einrichtung unseres neuen Zuhauses

konzentrieren würde. Sobald sich alles eingespielt hatte, könnte ich mich wieder meiner Passion, dem Journalismus, widmen. Die Sache mit Pedro Liébana – meiner geheimen Identität als anerkannter Zeitungsredakteur – ließ ich unerwähnt. Dass mein Mann davon nicht die leiseste Ahnung hatte, war das Ass, das ich im Ärmel hatte.

Anfangs hatte ich sein Versprechen für bare Münze genommen, doch die Monate gingen ins Land, und Francisco fand immer wieder neue Ausreden, die gegen eine Wiederaufnahme meiner Tätigkeit bei der Zeitung sprachen. Als meine Sachen aus dem Haus meiner Tante geholt wurden, blieben mein altgedienter Schreibtisch und die geliebte Schreibmaschine, die über Jahre mein kleiner persönlicher Rückzugsort gewesen waren, zurück. Ich hatte nur das gemeinsame Schlafzimmer mit dem Frisiertisch voller Tuben, Tiegel und Parfümflakons, mit denen Francisco mich großzügig beschenkte.

Zur Entschädigung hatte ich mir einen Flügel gegönnt, um etwas ganz allein für mich zu haben. Er stand im Salon und war mein bester Freund im neuen Heim. Außer Francisco natürlich. Auf seine Art brachte er mir viel Verständnis entgegen und las mir jeden Wunsch von den Augen ab. Es erfüllte ihn mit Stolz, mich bei den Abendessen und Bällen an seiner Seite zu haben. Ich wiederum schenkte ihm meine Zuneigung und Wertschätzung und kam allen Pflichten nach, die eine Ehe mit sich bringt. Wir waren glücklich, wenn man so will.

Die Wohnung lag im ersten Stock eines eleganten bürgerlichen Hauses mit großen Fenstern und Erkern. Vom Eingangsbereich mit der imposanten Anrichte aus kam

man rechts durch einen Flur in die Küche und zu dem Zimmer von Anita, unserem Hausmädchen. Eine weitere Tür trennte diesen Bereich von den Schlafgemächern und dem Bad. In diesem Teil befand sich auch der kleine Salon, durch den man in Franciscos Arbeitszimmer und in den linken Flügel der luxuriösen Wohnung mit dem großen Salon und dem Esszimmer gelangte. Das Interieur kündete von erlesenem Geschmack, alle Möbel waren aus Massivholz mit barocken Verzierungen.

»Señor Francisco, Sie werden am Telefon verlangt«, vermeldete Anita.

»Danke, Anita. Ich komme.«

In einer Truhe lagen die Hüte und Accessoires, die ich in Santander gekauft hatte. Voller Vorfreude packte ich sie aus und probierte sie vor dem großen Schlafzimmerspiegel an. Seit Neuestem hatte ich eine ungewohnte Leidenschaft fürs Einkaufen entwickelt. Zu meiner Verteidigung muss ich sagen, dass ich mir damit die langweiligen Tage versüßte und dass Francisco mich im Übrigen dazu verleitet hatte. Ich besuchte nicht mehr länger das Atelier von Doña Alicia, sondern war jetzt Kundin des neu eröffneten Ateliers von Bruna Sanabria in der Calle Serrano, die perfekt die Modelle der berühmten Pariser Modehäuser wie dem von Jean Patou, Jeanne Lanvin oder Coco Chanel kopierte. Chanel war mein absoluter Favorit.

»Elisa, Liebes. Das war mein Cousin Joaquín. Er hat uns für heute Abend zum Essen eingeladen.«

»Zum Abendessen? Heute? Und was ist mit unserem Plan, nur etwas Leichtes zu uns zu nehmen und uns nach der anstrengenden Reise auszuruhen?«

»Ach, Liebling. Ich konnte ihnen unmöglich einen Korb geben. Sie brennen darauf zu erfahren, wie unsere Sommerfrische war.«

»Heißt das, du hast schon zugesagt? Liebling, ich bin hundemüde.«

Francisco trat auf mich zu und schlang von hinten die Arme um mich.

»Komm schon, Liebes. Es wird bestimmt ganz amüsant. Und du könntest gleich den bezaubernden Turban einweihen, den du gerade anprobierst. Du siehst wunderschön aus«, sagte er und küsste mich auf die Wange.

»Na gut, meinetwegen«, gab ich nach.

»Das ist meine Elisa.« Er klatschte in die Hände.  
»Anita! Anita! Geben Sie Charito Bescheid, sie braucht kein Abendessen zu richten. Meine Frau und ich haben eine Verabredung.«

»Selbstverständlich, Señor Francisco. Ich bin schon auf dem Weg.«

Also richtete ich mich für das Abendessen mit Franciscos Familie her. Ich zog eines der Kleider der aktuellen Saison an und setzte den Turban auf. Ich trug etwas Lippenstift und Parfüm auf. José Carlos holte uns ab und fuhr uns zur American Bar Pidoux, wo Joaquín und Francisco gerne ihren Aperitif einnahmen. Als ich die Bar in der Avenida Conde de Peñalver betrat, stellte ich fest, dass auch Franciscos Bruder Luis mit von der Partie war.

»Guten Abend«, begrüßte uns Joaquín.

»Guten Abend, Joaquín. Eleonora. Luis.«

»Guten Abend, meine Liebe. Was für ein entzückender Turban! Wo hast du den nur her? Du musst mir unbe-

dingt alles über euren Urlaub in Santander erzählen«, bestürmte mich Eleonora.

»Gern, meine Liebe. Es war eine traumhafte Zeit.«

Eleonora war Joaquíns zweite Ehefrau. Sie hatten wenige Monate nach uns geheiratet. Eleonora war ebenfalls bedeutend jünger als ihr Mann, aber in einem Punkt unterschieden wir uns deutlich: Franciscos Mutter, Doña Asunción, war geradezu vernarrt in sie. Hauptgrund dafür war, dass Eleonora die jüngste Tochter des Ehepaares Pardo Gaviria war, mit dem sie eine besonders enge Freundschaft verband, und dass sie Joaquín jeden Wunsch von den Augen ablas.

Nachdem ich einen Wein getrunken und eine Zigarette geraucht hatte, um das Urlaubsgefühl wiederzubeleben, begaben wir uns zum Abendessen ins Tourner.

»Alle schwärmen vom Café Bakanik. Da sollten wir unbedingt mal hingehen«, meinte Eleonora, die in dem irrigen Glauben lebte, wir seien beste Freundinnen.

»Unbedingt. Ich liebe es, neue Lokale kennenzulernen. Wenn man immer die gleichen aufsucht, wird es irgendwann eintönig«, erwiderte ich.

»Liebes, bei den vertrauten Lokalen erlebt man wenigstens keine bösen Überraschungen. Man weiß einfach, dass alles stimmt, ob es die Küche ist, der Service oder das Orchester«, widersprach Francisco.

»Ich finde das gähnend langweilig.«

»Wie ich sehe, hat der Nordwind deinen Charakter nicht gezähmt, Elisa«, scherzte Luis.

»Zum Glück«, bestätigte ich.

»Und, Eleonora, wie läuft es mit der Schwangerschaft?«, fragte Francisco. »Ich muss sagen, deine Frau sieht blen-

dend aus, seit sie in anderen Umständen ist, mein lieber Cousin.«

»Danke der Nachfrage, Francisco. Die Sommerhitze war unerträglich, aber das Schlimmste habe ich überstanden. In fünf Monaten werden wir den kleinen Gregorio im Arm halten.«

»Auch wenn es mein drittes Kind ist, ist es immer noch aufregend. Ich kann es gar nicht richtig fassen«, gestand Joaquín.

Joaquín und Eleonora hatten bereits einen Sohn: Cristóbal. Außerdem hatte er noch eine dreizehnjährige Tochter aus seiner früheren Ehe, María, ein sehr in sich gekehrtes Mädchen mit traurigem Blick.

»Es muss ein unvorstellbares Glück sein, wenn einem ein Kind geboren wird«, sagte Francisco.

»Euer Sprössling dürfte wunderschön werden, so er nach deiner Frau gerät«, schmeichelte Luis.

Ich trank einen Schluck.

»Ah, da fällt mir etwas ein«, rief Eleonora. »Wir müssen euch etwas sagen. Nach unserem Besuch bei euch in Santander haben wir festgestellt, wie gut das Klima unseren Kindern tut. Selbst María ist ein wenig aufgeblüht. Also haben wir uns entschlossen, das Haus direkt neben eurem zu kaufen. Ist das nicht toll?«

Darauf musste ich erst mal noch einen Schluck trinken. Ich musste es schon ertragen, sie tagtäglich in Madrid zu sehen, aber Santander war mein Rückzugsort, das letzte Stückchen Freiheit in meiner Ehe. Ich tat so, als ob ich mich freute, aber als wir wieder zu Hause waren, ließ ich meiner Wut freien Lauf.

»Ich denke nicht daran, unsere Ferien mit denselben Leuten zu verbringen, die ich schon den ganzen Winter über sehen muss, Francisco. Sie hätten uns fragen sollen, bevor sie das Haus kaufen.«

»Elisa, Liebes, beruhige dich. Was ist denn so schlimm daran, wenn sie nebenan wohnen? Sie gehören schließlich zur Familie.«

»Es ist mir egal, wer sie sind. Santander ist unser Rückzugsort. Dort kann ich die Hektik der Stadt vergessen und Kraft tanken. Wie soll das gehen, wenn die Kinder die ganze Zeit herumtoben und schreien? Dann ist es mit der Ruhe vorbei.«

Ich saß auf dem Bett und kämpfte mit der Schnalle meiner Schuhe. Francisco setzte sich neben mich und streichelte meinen Hals, um mich zu beruhigen.

»Vielleicht finden wir einen Weg, dass die Kinder uns nicht belästigen. Wenn wir selbst eins hätten, könnten sie miteinander spielen«, flüsterte er mir ins Ohr.

Ich zuckte zurück, als hätte ich an den heißen Herd gefasst.

»Francisco, ich habe es dir im letzten Monat schon hundertmal gesagt. Ich brauche mehr Zeit.«

»Wie viel denn noch, Elisa? Es ist schon ein Jahr her, dass du das Baby verloren hast. Willst du es nicht noch einmal versuchen?«

»Momentan nicht«, giftete ich. »Ich bin noch nicht bereit. Das war ein herber Schlag, und ich muss mich erst vollständig genesen sein, bevor ich wieder schwanger werde.«

»Das verstehe ich ja ...«

Ich zog das Nachthemd an, wütend, dass ich mich jeden Abend rechtfertigen musste. Francisco nahm mich in den Arm und ließ seine Hände über meinen Körper gleiten, doch ich wehrte mich noch heftiger als zuvor und schlüpfte unter die Decke.

\*\*\*

Das Morgenlicht drang durch das Fenster herein. Ich streckte den Arm aus, das Bett war leer. Francisco war schon zur Arbeit gegangen. In der Ferne hörte ich unsere Köchin Charito singen und die schrille Stimme von Anita, die mit dem Milchmann sprach. Ich streckte mich und zog den Kimono an, um im kleinen Salon zu frühstücken. Danach nahm ich ein heißes Bad und machte mich ausgehertig. José Carlos wartete bereits vor der Tür auf mich. Die schwarze Limousine von Panhard & Levassor stand mir den ganzen Tag zur Verfügung, außer wenn der Chauffeur Francisco in der Bank abholen musste.

»Wie immer, Doña Elisa?«, vergewisserte er sich.

»Ja, bitte.«

Auch wenn ich mich über die langweiligen, immer gleichen Abende mit Franciscos Familie beklagte, so war ich, was meine morgendlichen Rituale betraf, selbst ein Gewohnheitstier. Als Erstes besuchte ich das Café Montmartre. Es gab viele Gründe, warum ich es zu meinem Lieblingslokal erkoren hatte. Der Tee war vorzüglich, die Gäste vornehm und die Bedienung äußerst freundlich und zuvorkommend. Aber das Besondere an dem Café war, dass man von der Terrasse oder den Tischen

am Fenster aus den Eingang der Zeitungsredaktion im Blick hatte.

Von meinem Tisch aus beobachtete ich, wie Morales auf der Jagd nach einer Exklusivnachricht aus dem Haus gerannt kam, wie Fernández nach einer Recherche Selbstgespräche führte, wie Simón Zitate des letzten Interviews in seinem abgegriffenen Notizbuch festhielt oder wie López die Schulden für seine nächtlichen Eskapaden beglich. Es war Ironie des Schicksals, dass die Veränderung, von der ich geglaubt hatte, sie würde es mir ermöglichen, Teil des Redaktionsteams zu werden, mir von jetzt auf gleich den Zutritt zu *El Demócrata* versperrt hatte. Ich rührte mit dem ziselierten Löffel meinen Tee um. Wenigstens war es mir noch vergönnt, hin und wieder als Pedro Liébana einen Artikel zu schreiben, auch wenn ich nicht mehr als Mann auf dem Parkett erscheinen und so aktiv mitarbeiten konnte wie ein Jahr zuvor. Die Erinnerung tat weh, und so konzentrierte ich mich wieder auf das imposante Portal in der Calle Velázquez. Don Ernesto verfolgte nach wie vor den Plan, die Zeitung zu modernisieren, und so hatte er nach meinem unfreiwilligen Ausscheiden zwei weitere Redakteure eingestellt und nach langem Zögern doch noch weitere Linotype-Setzmaschinen angeschafft.

In der Bastion des Tagesgeschehens hatten sie immer noch mit der Zensur durch das Regierungskollegium und anderen Widrigkeiten der Presselandschaft zu kämpfen. Vor Kurzem war eine Zeitung im Dienst der Regierung von Primo de Rivera herausgekommen, *La Nación*, die Presseagentur Fabra war verstaatlicht worden, des Weiteren war angeordnet worden, den Inhalt der soge-

nannten *Montagsblätter*, die seit Neuestem pompös *Montagsnachrichten* hießen, zu erweitern und sie damit zu halboffiziellen Zeitungen zu machen, die mit den eingesessenen Zeitungen konkurrierten.

Sowohl in *La Nación* als auch bei den Montagsnachrichten fand man häufig Artikel, die vom Diktator selbst unterzeichnet waren, der im Journalismus offenbar ein neues Hobby gefunden hatte. Außerdem war die legendäre Zeitung *La Correspondencia de España*, die die spanische Bevölkerung seit dem 19. Jahrhundert begleitet hatte, verschwunden. Dafür hatte das Radio im Land Fuß gefasst, und täglich strahlten zwei Sender ihre Programme aus: Radio Ibéria und Unión Radio. Während die Regierung dem Radio große Freiheiten zugestand, erstickte sie mit ihrem Kontrollwahn die Pressefreiheit der Zeitungen.

Nach der Landung in der Bucht von Al Hoceïma im September 1925, durch die der langwierige blutige Krieg in Marokko beendet worden war, erlebte die Regierung in puncto Popularität ein goldenes Zeitalter. Natürlich gab es nach wie vor Gegner, die die Einparteienregierung ablehnten, unter anderem, weil sie das Land durch eine Art Miliz zusätzlich überwachen ließ, die weder dem Heer noch den Sicherheitskräften unterstellt war.

»Doña Elisa, leider können wir heute Ihrem Wunsch nicht entsprechen. Wir haben nicht mit Ihnen gerechnet. Aber morgen wieder, versprochen«, teilte mir der Kellner mit.

»Macht nichts, das habe ich schon befürchtet. Ich komme morgen zur gewohnten Zeit, Gervasio.«

Nach dem wärmenden Tee verabschiedete ich mich ein

weiteres Mal von *El Demócrata* und dem einzigen Augenblick des Tages, den ich ganz allein für mich hatte. Dass ich dort ungestört sitzen konnte, hieß noch lange nicht, dass ich gefeit war vor neugierigen und verstörten Blicken von Leuten, die nicht verstanden, was ich dort jeden Morgen allein, ohne Gesellschaft, tat. »Vielleicht ist sie verwitwet«, hörte ich mal jemanden sagen.

Während des Mittagessens mit Francisco fiel mir ein, dass am Nachmittag der Porträtmaler kam. Doña Asunción, die eine merkwürdige Art hatte, uns ihre Zuneigung zu zeigen, war auf die abstruse Idee gekommen, uns zu unserem zweiten Hochzeitstag ein Porträt von uns dreien zu schenken. Also hatten wir an mehreren Nachmittagen im Palais der Rosales zu erscheinen, wo uns Hilario Fuertes, der als Hofmaler die Familie seit zwei Generationen porträtierte, im Salon auf der Leinwand verewigte. Er hatte auch das Gemälde in Franciscos Büro in der Bank gemalt und ein schauerhaftes Porträt von Doña Asunción, das die Besucher in der weitläufigen Empfangshalle des Anwesens in der Calle de los Hermanos Bécquer begrüßte – oder verschreckte, je nachdem.

Reglos dazusitzen fiel mir an sich schon schwer, aber dazu noch die Nähe von Doña Asunción und die lästigen Besuche von Don Luis, der sich über das Bild lustig machte, ließen das Unterfangen zu einer echten Herausforderung werden. Hilario Fuertes war ein extravaganter Maler, der sich auf Familienporträts spezialisiert hatte. Das Haar hatte sich bei ihm auf den Hinterkopf zurückgezogen und einen kahlen Schädel hinterlassen. Manchmal tauchte er hinter der Leinwand auf, um ein Detail noch

genauer in Augenschein zu nehmen. Gelangweilt beobachtete ich, wie seine grauen Augenbrauen auf und ab tanzten, und unweigerlich stieg ein glucksendes Lachen aus meinem Bauch in die Kehle hinauf.

»Doña Elisa, bitte. Nicht bewegen«, ermahnte er mich.

»Schon gut, Don Hilario, entschuldigen Sie.«

Am Ende jeder Sitzung lud uns Doña Asunción in ihrer unendlichen Großzügigkeit zum Abendessen ein. Luis lebte immer noch bei ihr, ich fand das ziemlich ungewöhnlich, fast schon besorgniserregend. Und so saßen wir wie eine vereinte, glückliche Familie am Tisch und verspeisten das köstliche Mahl, das die Köche zubereitet hatten. Meistens gab es Fisch.

»Gestern haben wir mit Joaquín und Eleonora gegessen. Sie haben erzählt, dass sie gerade dabei sind, ein Haus in Santander zu kaufen«, berichtete Francisco.

»Ach, Eleonora, wie schön sie ist und wie gut ihr die Schwangerschaft bekommt! Während sie zwei Kinder empfangen und eins davon schon auf die Welt gebracht hat, hat es bei Elisa gerade mal für ein halbes gereicht.«

Ich durchbohrte sie mit hasserfülltem Blick.

»Mutter, sei nicht so despektierlich Elisa gegenüber. Sie hat genug gelitten, was das angeht«, verteidigte mich Francisco.

»Das sollte kein Vorwurf sein, mein Junge. Ich weiß selbst, dass ein Rosales nicht leicht auf die Welt zu bringen ist. Es ist nur bedauerlich, dass sie offenbar die schwache Konstitution ihrer Mutter geerbt hat.«

»Dann hoffen wir mal, dass Sie nicht so früh versterben wie der Rest Ihrer Familie. Es wäre doch bedauerlich,

wenn Ihre Enkelkinder keine Großmutter mehr hätten. Außerdem treffe ich die Entscheidung, wann die Kinder kommen, und nicht Sie«, schoss ich zurück.

»Hast du das gehört, Francisco? Ich sage dir, diese Frau wird dir nicht einen einzigen Nachkommen schenken.«

»Jetzt beruhigt euch mal. Kinder kommen, wenn sie kommen wollen, Mutter. Die beiden sind doch ein glückliches Paar, oder nicht? Über kurz oder lang wird Elisa schwanger werden, wie Eleonora auch. Und die Welt ist wieder in Ordnung«, meinte Luis amüsiert.

Es war nicht das erste Mal, dass wir solch ein Gespräch führten. Manchmal war auch meine Tante dabei und nutzte die Gelegenheit, sich über meine mangelnde Gebärfähigkeit zu mokieren. Ausgerechnet sie, die ihrem Mann auch kein Kind geschenkt hatte. Obwohl Francisco mich jedes Mal gegen sie verteidigte, führten die Gespräche doch dazu, dass er sich umso sehnlicher wünschte, bald Vater zu werden. Er ging auf die vierzig zu und wollte nicht länger warten.

Wenn wir an solchen Abenden in die traute Zweisamkeit unseres Schlafzimmers zurückkehrten, vergaß er jeglichen Respekt und jegliches Feingefühl und ergriff Besitz von meinem Körper, um seinem Ziel näher zu kommen. Ich vermag nicht zu beschreiben, wie sehr ich diese Nächte hasste. Die kühle Überlegenheit, mit der er seine Mutter oder meine Tante in die Schranken wies, war wie weggeblasen. Mit seiner überbordenden Leidenschaft gab er mir das Gefühl, nur eine Marionette im Dienste seiner Fleischeslust zu sein.

Das Schlimmste war, dass ich tatsächlich hätte schwan-

ger werden können, und das wollte ich mit allen Mitteln verhindern. Die Fehlgeburt war ein Albtraum gewesen. Und auch der Moment, als mir klar wurde, dass ich keine Kinder mit Francisco haben wollte. Ich wollte nicht so ein Leben führen wie Candela, Benedetta oder Eleonora ... Wie ich schon vor meiner Hochzeit zu Catalina gesagt hatte: Ich war nicht wie diese Frauen. Vielleicht hatten mein distanziertes Verhalten und die außergewöhnlich langen Menstruationsphasen, die ihn zur Abstinenz zwingen, seine Leidenschaft hochkochen lassen.

Aber wie hätte ich mich gegen ihn zur Wehr setzen sollen? Das war das Schicksal einer jeden Frau, die begehrt wurde. Warum konnte ich auf dem mir bestimmten Weg einfach kein Glück finden? Lautlos weinte ich in mein Kissen.

\*\*\*

Am Morgen, noch mit dem Salz der Tränen auf meinen Wangen, suchte ich in der Schublade meines Nachttisches nach einem Brief. Vor einiger Zeit hatte ich Catalina, die sich mit Professor Santoro in Lateinamerika befand, geschrieben und nach Verhütungsmethoden gefragt. Der Brief musste irgendwo sein. Da war er! Ich las die Zeilen erneut. Sie erklärte mir, die wirkungsvollste Methode seien Kondome für die Männer – das kam also schon mal nicht infrage – und diverse Gele und Cremes, die Frauen seit Jahrhunderten anwendeten. Und es gab noch ein spezielles Teil, erfunden von einer Holländerin, das man aber in Spanien nicht kaufen konnte. Entmutigt, weil mir

klar wurde, dass ich die Sache in die Hand Gottes legen müsste, bis ich eine geeignete Lösung fände, legte ich den Brief wieder an seinen Platz und zog mich an.

José Carlos wartete rauchend an den tiefschwarzen Panhard gelehnt. Ohne ein Lächeln bat ich ihn, die Zigarette auszumachen und mich wie jeden Morgen zum Café Montmartre zu fahren. Gewöhnlich setzte er mich um halb zehn vor der Tür ab, und wir vereinbarten, dass er mich eine Stunde später wieder abholen sollte. So war es auch an diesem Morgen. Ich betrat das Café und begrüßte Gervasio.

Dann nahm ich meinen Platz an dem kleinen runden Tisch direkt am Fenster ein und wartete auf meinen Tee mit Zitrone, bevor ich mich an meine tägliche Routine machte. Denn abgesehen von der aufmerksamen Bedienung und dem mit wehmütigen Erinnerungen verbundenen Ausblick auf das Eingangsportal hatte das Café noch einen weiteren Vorteil: Es lagen dort eine Vielzahl nationaler und internationaler Zeitungen aus, sodass man sich bereits am frühen Morgen einen Überblick über die aktuellen Entwicklungen verschaffen konnte. Neben den stets mit ein, zwei Tagen Verspätung eintreffenden Ausgaben von *The New York Times*, *The Times*, *Le Matin* oder *The Washington Post* befand sich ein Blatt, das Gervasio seit zwei Jahren auf meinen besonderen Wunsch hin beschaffte: *Le Figaro*.

Nur wenige Male hatte ich unser Rendezvous über die gedruckten Zeilen versäumt. Ich schlug die Zeitung auf und überflog die knapp zehn Seiten in der Hoffnung, unter irgendeinem Artikel seine Unterschrift zu finden.

Wenn ich sie fand, las ich aufmerksam und konzentrierte mich vor allem auf die beiden letzten Zeilen, wie er es mir gesagt hatte. Ich schrieb die Worte auf die Serviette, die Gervasio mir zum Tee reichte, und versuchte, die Botschaft zu entschlüsseln.

In dem Augenblick musste ich jedes Mal voller Zärtlichkeit an Monsieur Cousineau und seine Frage denken: »Wer weiß, wozu dir deine Französischkenntnisse einmal nützlich sein werden?«

Damals hatte ich keinen Nutzen darin gesehen, aber wenn ich mich mit Oliviers verschlüsselten Botschaften herumschlug, bedauerte ich es einmal mehr, dass ich in meiner Jugend nicht eifriger gelernt hatte. Wenn sich mir der Sinn erschloss, lächelte ich zufrieden. Manchmal waren seine Gedanken sehr erhellend. Dann wieder teilte er mit, an welchem Ort er sich wie lange aufhielt, damit ich immer wusste, wo er war. Was hatte er für ein glückliches Leben! Hin und wieder stellte ich mir vor, ich wäre sein Koffer. Dann hätte ich ihn auf all den Streifzügen an die entlegenen Orte begleiten können, von denen er mir die kuriosesten Dinge erzählte. Seine mit Ungeduld erwarteten Briefe waren die reinsten Abenteuergeschichten.

Nachdem er nach Marokko aufgebrochen war, hatte ihn der Chefredakteur des *Figaro* als Korrespondent nach London entsandt, von wo er über Geschehnisse in Irland, Dänemark oder Deutschland berichtete. Wenn die Post kam und ich seinen Namen auf dem Umschlag las, fand ich meinen Seelenfrieden wieder. Und Francisco, der sich in dem Glauben wiegte, Olivier sei sein Freund, schöpfte keinen Verdacht, wenn ich ausrief: »Liebling, Señor Pas-

cal hat uns geschrieben. Wenn du willst, lese ich den Brief und beantworte ihn im Namen von uns beiden.«

»Ja, mach das, Liebes. Ich kann mich nicht um die gesamte Korrespondenz kümmern, da komme ich ja zu nichts anderem mehr«, sagte er abwesend. Er war wirklich vollkommen ahnungslos, sonst wäre ihm aufgefallen, dass er in den Briefen überhaupt keine Rolle spielte.

Olivier und ich waren in den Briefen vom distanzier-ten Sie zum Du übergegangen. Wir hatten die Höflichkeitsfloskeln hinter uns gelassen, und es entwickelte sich eine tiefe Freundschaft. Ich setzte mich auf den Diwan im Arbeitszimmer und stellte mir vor, er säße bei mir und erzählte mir, wie es ihm gelungen war, diesen oder jenen Politiker dazu zu bewegen, ihm ein Interview zu geben, oder wie er die Reportage draußen auf den englischen Ländereien gemacht hatte. Ich erinnerte mich, wie wir gemeinsam auf der Suche nach lukrativen Exklusivnachrichten durch die Straßen von Madrid gezogen waren und um Don Ernestos Anerkennung gebuhlt hatten. Doch wenn ich »Alles Liebe, Olivier« las, wurde mir das Herz schwer, und es trat erst Linderung ein, wenn ich ihm zurückschreiben konnte.

Mittwochnachmittags traf ich mich mit Benedetta auf eine heiße Schokolade. Ihr Oberstleutnant und sie waren so glücklich wie kurz nach ihrer Hochzeit. Ihr Sohn Carlos war ein goldiger Frechdachs, und schon bald würde ein zweites Kind ihr Haus in der Calle de Orfila unsicher machen. Oliviers Abreise nach Marokko hatte jeglichen Verdacht ausgeräumt, und sie quälte mich nicht länger mit ihren Ratschlägen. Aber unsere Freundschaft war nicht

mehr dieselbe. Ehe und Mutterschaft hatten sie verändert. Ich hatte mich mehr und mehr von ihr entfremdet. Ich musste mich förmlich dazu zwingen, mit ihr Zeit zu verbringen, und manchmal wünschte ich mir, alles möge wieder so sein wie früher. Wir beide vermissten Catalina, auch wenn ich mich darüber freute, dass sie ihren Traum wahr machen und bei dem Projekt ihres Mentors Professor Fausto Santoro in den armen Gebieten Lateinamerikas mitwirken konnte. Sie war Anfang des Jahres abgereist, aber es fiel mir immer noch schwer zu akzeptieren, dass sie nicht mehr in der Stadt war und dass ich sie nicht einfach anrufen und um Hilfe bitten konnte.

»Was für ein schönes Kleid, Elisa! Wie dein Francisco dich verwöhnt«, meinte Benedetta.

»Ja, ich kann mich nicht beklagen. Im Atelier von Doña Bruna nähen sie bereits an den neuen Kleidern für die Herbstsaison. Ich kann es kaum erwarten, sie einzuweihen«, gestand ich.

»Die Geschäfte laufen gut, wie man sieht. Der Oberstleutnant ist sehr aufmerksam, aber mit deiner Eleganz kann ich unmöglich konkurrieren, Liebes.«

»Nun, du weißt ja, wir müssen uns mit wichtigen Leuten treffen, und da muss man entsprechend gekleidet sein. Seit die Filialen in Liverpool, Manchester, York und Brighton eröffnet haben, ist Francisco viel entspannter, und er ist auch nicht mehr so oft auf Reisen. Sein nächstes Ziel sind die Vereinigten Staaten. Dort floriert die Wirtschaft anscheinend stärker als in Europa.«

»Wie interessant. Vielleicht kannst du mit ihm nach New York reisen oder nach Washington.«

»Ja, genau. Das wäre ein Traum. Seit unserer Wienreise habe ich das Land nicht mehr verlassen. Vielleicht könnte ich mich sogar mit Agnes Henderson treffen. Catalina hat erzählt, sie habe ihren Abschluss am Smith College mit *summa cum laude* bestanden und arbeite jetzt in einer Anwaltskanzlei.«

»Sie ist Anwältin geworden? Gütiger Gott! Und was sagt ihr Mann dazu?«

»Nun ja, ich weiß nicht, ob sie verheiratet ist.«

»Uh, das wäre ja eine Tragödie. Sie wirkte so selbstbewusst. Ich dachte immer, so wie sie mit Männern umzugehen versteht, würde es ihr nicht schwerfallen, einen Ehemann zu finden«, merkte Benedetta zynisch an.

»Keine Ahnung, vielleicht ist sie ja auch verheiratet. Ich werde Catalina in meinem nächsten Brief fragen.«

»Auch so eine Kandidatin, die sich mal Gedanken machen sollte, was sie aus ihrem Leben machen will.«

Ich schnaubte. In meinem Umfeld konnten alle an nichts anderes denken als ans Heiraten. Das war offenbar das höchste Ziel im Leben, und jede Frau, die dem nicht folgte, war verdächtig. Ich hatte keine Ahnung, wie ich mich fortan zu verhalten hatte und wie ich mich verändern würde. Ich wusste lediglich, dass ich in dieser Rolle, die mir zgedacht war, nicht glücklich werden konnte.

\*\*\*

Zu den Treffen mit alten Freunden und meinen Besuchen bei Severiano und Pilar kamen die vielen Verabredungen mit Franciscos Bekannten. Freitags trafen wir uns regel-

mäßig mit dem Ehepaar Vázquez. Ich kannte sie bereits aus meiner Verlobungszeit, aber nach der Hochzeit trafen wir uns häufiger, und ich stellte fest, dass ich mit ihnen nicht warm wurde.

Doktor Salvador Vázquez war ein Kunde der Rosales-Bank, wie zuvor schon sein Vater, und der Familie Rosales eng verbunden. Er war ein angesehener Spezialist für Lungenheilkunde, der an den großen Universitäten Europas und Amerikas Vorträge hielt. Seine Frau Aurora war eine blond gelockte eingebildete Schnepfe mit giftiger Zunge. Das hatte sie mit ihrem Sohn Tristán gemein, einem vierzehnjährigen verzogenen Taugenichts. Doch wenn sie zu uns kamen, schob ich meine Mordgelüste beiseite und gab die freundliche Gastgeberin.

»Anita, bringen Sie uns bitte die Schachtel mit den Davros aus der Anrichte im Flur«, sagte Francisco.

»Die Schachtel mit was, Señor Francisco?«

»Mit den Zigaretten, Anita, den Davros-Zigaretten.«

»Ach so, ja, selbstverständlich, Señor Francisco. Kommt sofort.«

»Dienstmädchen ... Das Personal in Madrid lässt immer mehr zu wünschen übrig. Im letzten Jahr habe ich fünf entlassen müssen. Sie haben mich beklaut«, erzählte Aurora.

Bei Anita hatte ich denselben Verdacht, aber ich hielt mich bedeckt.

»Anita ist noch sehr jung. Sie wird es schon noch lernen«, versicherte ich.

»Besser wär's. Ich an Ihrer Stelle würde keine Sekunde zögern, sie zu entlassen, wenn sie nicht spurt. Nichts ist für die Ewigkeit.«

»Da stimme ich vollkommen mit Ihnen überein, Doña Aurora. Mein Bruder und ich mussten diese Woche auch jemanden entlassen. Einer unserer Angestellten hat seit über einem Monat keine Abschlüsse vorgelegt. Wir sind überzeugt, dass er uns bestohlen hat.«

»Was Sie nicht sagen. Haben Sie es der Polizei gemeldet?«

»Ach was. Wir haben ihn einfach rausgeworfen. Aber wenn ich ihn auch nur einmal in der Nähe der Bank sehe, werde ich dafür sorgen, dass er ins Gefängnis wandert. Ich werde nicht zulassen, dass man mich in meinem eigenen Haus betrügt«, erwiderte Francisco.

»Ich hätte ihn ein, zwei Nächte in der Zelle schmoren lassen«, meinte Doktor Vázquez.

Anita kehrte mit glühenden Wangen in das Esszimmer zurück. Sie flüsterte mir ins Ohr, sie könne die Schachtel nirgends finden. Ich tat so, als ob nichts wäre, und folgte ihr in den Flur. Nachdem wir alle Schubladen und Schrankfächer der Anrichte durchsucht hatten, fiel mir ein, dass ich selbst vor ein paar Wochen die Schachtel genommen und die letzten beiden Zigaretten geraucht hatte. Es war kein Geheimnis, dass Francisco es nicht gern sah, wenn ich rauchte. Und dabei glaubte er, dass ich es lediglich in Gesellschaft tat, weil ich es schick fand, mit der extravaganten Zigarettenspitze dazusitzen, die er mir selbst gekauft hatte. Dem war nicht so. Ich rauchte, weil es mich entspannte, und auch, weil es mich an die Abende erinnerte, an denen ich als Mann ganz ich selbst hatte sein können. Ich gab Anita kurzerhand die Anweisung, eine neue Schachtel zu besorgen.

»Wir sagen einfach, sie hätte im Schlafzimmer gelegen und wir hätten sie nicht gleich gefunden.«

»Aber, Doña Elisa, das ist eine Lüge«, bemerkte sie.

»Die Wahrheit wird überbewertet«, erwiderte ich.

Mit dem frisch gekauften Päckchen in der Hand kehrte ich ins Esszimmer zurück und reichte es Francisco. Manchmal war ich selbst überrascht, wie geschickt ich alle zu täuschen und ihnen die perfekte Gattin vorzuspielen vermochte. Danach begaben wir uns in den Salon, und ich spielte auf dem Flügel. *Für Elise* war immer noch Franciscos Lieblingslied. Er erzählte, das Stück erinnere ihn immer an den Abend des Debütantinnenballs, an dem er mich zum ersten Mal gesehen hatte. Seine Bemerkung verleitete die Vázquez dazu, auch von ihren Anfängen zu erzählen.

»Auroras Familie lebte zwei Häuser weiter. Wir haben uns kennengelernt, als wir noch sehr jung waren. Ich hatte gerade mit dem Medizinstudium begonnen, aber ich wusste sofort, dass sie die passende Frau für mich ist.«

»Ja, Liebling. Kaum zu glauben, dass das schon über fünfzehn Jahre her ist.«

»Vater, gehen wir morgen ins Stadion? Biiittte«, fiel ihr Tristán ins Wort.

»Tristán, du sollst die Erwachsenen ausreden lassen«, ermahnte ihn seine Mutter.

»Mit dir habe ich nicht gesprochen.«

»Beruhige dich, Junge. Meinetwegen gehen wir morgen ins Stadion, aber jetzt setzt du dich schön wieder in den Sessel und benimmst dich.«

Mit einem schadenfrohen Grinsen, weil er die romanti-

schen Erinnerungen seiner Eltern torpediert hatte, nahm er wieder Platz. Aus ihm würde zweifellos mal ein skrupelloser, niederträchtiger Kerl werden, aber das war zum Glück nicht mein Problem.

\*\*\*

»Doña Elisa, Doña Elisa!«

»Was ist denn, Anita?«

»Da ist der Bote aus dem Atelier. Ihre Kleider sind da.«

»Wirklich? Das ist ja fantastisch! Bringen Sie sie in den kleinen Salon. Ich komme sofort.«

Ich legte das Buch aus der Hand, strich meinen Rock glatt und eilte aufgeregt hinüber. Ich konnte es kaum erwarten, die Pakete auszupacken. Sie enthielten zwei Cocktailkleider, eines für den Nachmittag und eines mit goldenen Stickereien für den Abend. Vorsichtig breitete ich sie aus, um sie erst mal ausgiebig zu betrachten, bevor ich sie anprobierte. Mit den ausgefallenen Kleidern, den eleganten Hüten, den Pelzmänteln und dem funkelnden Schmuck sah ich richtig damenhaft aus. Doch wenn ich mich im Spiegel betrachtete, war da eine große Leere, die die prächtigen Kleider und Broschen aus massivem Gold nicht stopfen konnten. Es blieb ein Zweifel, ein Aufbegehren, das unter den teuren Gewändern und Seidenstrümpfen weiter loderte. Und diese Unbändigkeit passte nicht zu dem, was der Spiegel erzählte, diese geheimnisvolle Oberfläche, die nur ein Lewis Carroll zu durchdringen vermochte.

»Du wirst mit jedem Tag schöner«, sagte Francisco, der im Türrahmen stand.

»Du bist schon da, Liebling?«

»Ja, ich bin gerade gekommen.« Er trat auf mich zu.  
»Du weißt nicht, wie glücklich es mich macht, dass du dich so sehr über schöne Dinge freust. Nur wenige Frauen können ihre Kleider so gut präsentieren wie du.«

»Danke für das Kompliment, Liebling. Du hast recht, ich liebe es, neue Kleider anzuprobieren. Señora Sanabria hat ein Händchen für modische Schnitte. Kein Wunder, dass die halbe Stadt bei ihr schneidern lässt.«

»Aber, Liebes, warum hast du denn Schwarz gewählt? Ist jemand gestorben?«

»Aber nein, Francisco. Señora Sanabria sagt, in Paris ist die Farbe Schwarz zunehmend Ausdruck von Eleganz. Bald wird man dabei nicht mehr nur an Trauer denken. Und ich gehe eben mit der Zeit«, erklärte ich stolz.

»Ach, Elisa.« Er lachte. »Zweifellos bist du der Damenwelt von Madrid immer einen Schritt voraus. Deine Jugend ist so erfrischend.«

Er legte seine Hände auf meine Schultern und küsste mich zärtlich. Ermuntert durch den Ausdruck seiner Zuneigung, erwiderte ich seinen Kuss.

»Liebling ...«

»Ja?«

»Kann ich dich um etwas bitten?«

»Selbstverständlich, Liebes. Ich habe dir doch gesagt, solange du mich so bedingungslos liebst wie ich dich, kannst du alles von mir haben.«

»Ja, das hast du ... und deshalb möchte ich noch einmal auf meinen größten Wunsch zurückkommen. Wir haben seit Monaten nicht mehr über das Thema gesprochen. Ich

weiß, du hast mich um Geduld gebeten, aber ... nun, du weißt, wie gerne ich schreibe, und da dachte ich mir, ich könnte mal bei Don Ernesto vorbeischaun und nachfragen, ob sie nicht ein wenig Unterstützung in der Zeitungsredaktion gebrauchen könnten. Wir sind seit zwei Jahren verheiratet, und es wäre doch jetzt vielleicht an der Zeit, mich wieder dem Schreiben zu widmen.«

Wieder lachte Francisco.

»Aber, Elisa, was willst du denn bei der Zeitung? Du warst dort Sekretärin. Und jetzt musst du nicht mehr arbeiten. Man arbeitet, um Geld nach Hause zu bringen, und ich habe mehr als genug davon für uns beide. Nein, Liebling, nein. Du solltest den Leuten, die sich in dem Metier auskennen, die Arbeit überlassen und nicht ständig damit ankommen. Außerdem habe ich dir damals gesagt, du kannst dich deinen Hobbys widmen, wenn unsere Ehe sich gefestigt hat. Und dazu gehört unter anderem, dass du unsere Kinder auf die Welt bringst. Wenn das geschieht und sie alt genug sind, dann verspreche ich dir, dass ich keinen Geringeren als Lope de Vega wiederauferstehen lasse, damit er dir Privatunterricht gibt. Oder von mir aus auch Michelangelo und Leonardo da Vinci, wenn du Malerei oder Bildhauerei lernen willst. Einverstanden, Liebling?«

Francisco umarmte mich und küsste meinen Hals. Nein, ich war keineswegs einverstanden. Jedes Mal führte er andere Gründe ins Feld, und mit jedem Gespräch wurde mir deutlich, wie wenig er verstand, was mich antrieb. Und so war das Pseudonym, unter dem ich meine Artikel firmierte, weiterhin die einzige Möglichkeit, mein

